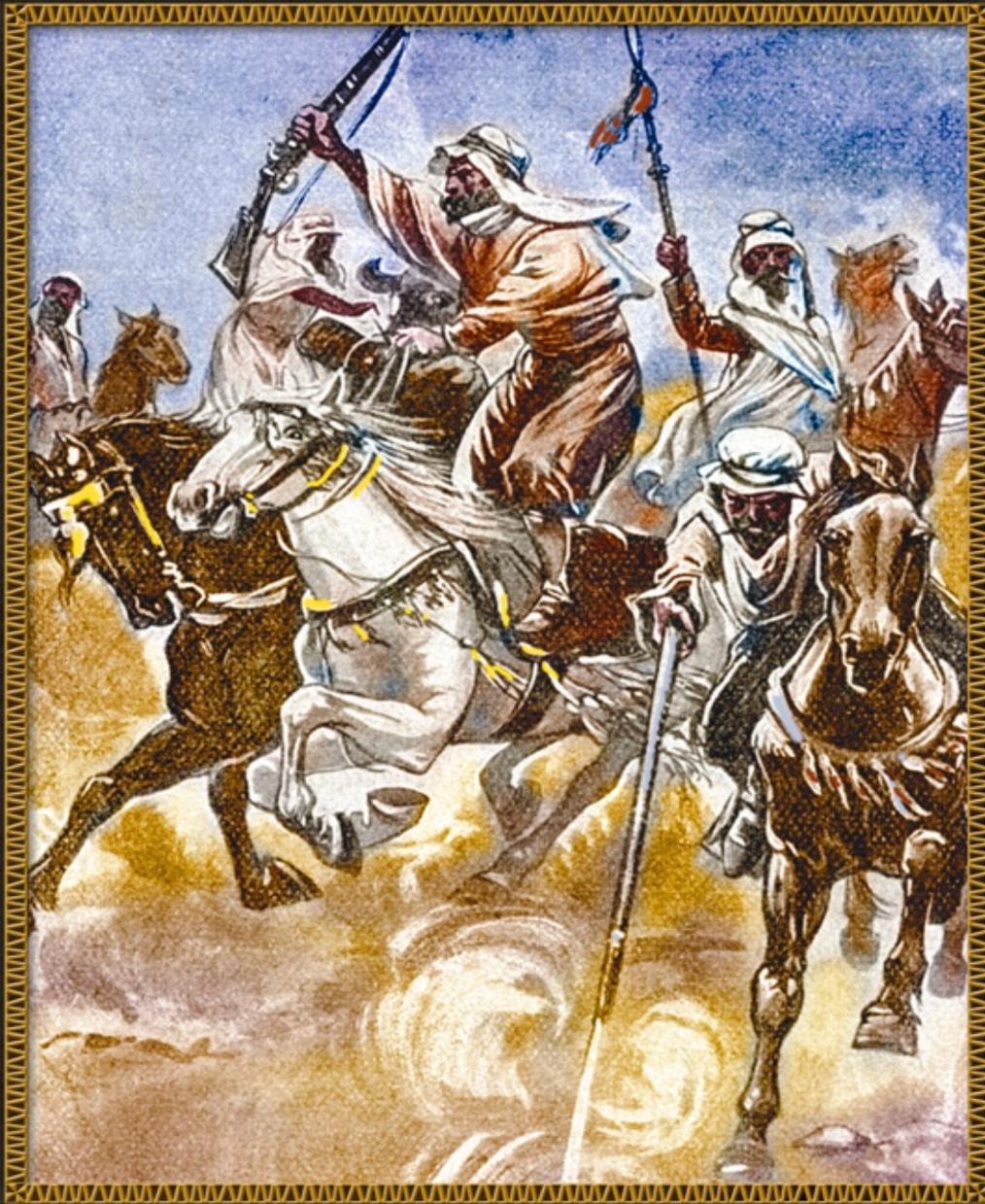


KARL MAY



DEUTSCHE HERZEN, DEUTSCHE HELDEN II

Die Königin der Wüste

Weltbild

Deutsche Herzen, Deutsche Helden

Roman
von

Karl May

Band II

Weltbild

Diese Ausgabe erscheint unter Zugrundelegung der 1901/1902
im Verlag H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz,
herausgegebenen Buchfassung in modernisierter Rechtschreibung.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.sammler-editionen.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild Sammler-Editionen
erschienenen Print-Ausgabe
Copyright © 2012 by Weltbild Sammler-Editionen
in der Verlagsgruppe Weltbild GmbH,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Kolorierung der historischen Illustrationen:
Sascha Wullemet, München
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München,
unter Verwendung einer kobrierten Originalillustration
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN 978-3-95569-978-9

Die Königin der Wüste

Roman

von

Karl May

Band II des Romans

»Deutsche Herzen, Deutsche Helden«

Weltbild

1. Kapitel

Die an beiden Ufern des Nils gelegene Hauptstadt von Ägypten, die bei uns fälschlicherweise Kairo genannt wird, heißt eigentlich Kahira, das ist die Siegreiche. Und diesen Namen verdient sie mit vollem Recht.

Siegreich hat sie sich durch Jahrhunderte erhalten, und siegreich steht sie noch heute an der Grenze zweier gewaltiger Erdteile. Noch bis vor Kurzem war sie der Typus echt orientalischer Eigentümlichkeit, doch seit ungefähr fünfzehn Jahren beginnt sie leider sich in mehr abendländische Gewänder zu hüllen.

Die Franzosen und Engländer sind gekommen, ihr den Hof zu machen, und seitdem besitzt sie ganze Stadtteile, die ein europäisches Aussehen haben. Nur in den alten arabischen Vierteln findet man noch ein Gewirr von engen Gässchen, die sehr oft sackartig enden und dabei so schmal sind, dass man sich aus den gegenüberliegenden Erkern die Hände reichen oder von dem einen platten Dach auf das andere hinüberspringen kann.

Wer hier den Orient kennenlernen will mit all seinen Vorzügen und Mängeln, der muss sich in ein Haus irgendeiner solchen Gasse einquartieren.

Das hatten jedenfalls auch die beiden Männer gedacht, die sich kurze Zeit nach den geschilderten Ereignissen in einem Raum gegenübermaßen, der eher den Namen eines Loches als den einer Stube verdiente.

Diese Wohnung hatte weder Tisch noch Stuhl, weder Sofa noch Bett, weder Spiegel noch sonst etwas Ähnliches. Die beiden Männer saßen mit untergeschlagenen Beinen auf Strohmatten, die sich gegenüberlagen. Licht erhielt der Raum nur durch ein kleines Loch in der Wand und durch eine schmale Treppe, die hinauf auf das platte Dach führte und nicht verschlossen war.

Der eine war sehr lang und hager. Zu seinem sehr ausgeprägten Gesicht wollte das kleine Stumpfnäschen gar nicht passen, das die Caprice hatte, sich mit dem Aussehen einer runden Kastanie gerade in die Mitte des Gesichtes zu postieren. Er trug einen riesigen Turban, einen langen, blauen Kaftan und Pantoffeln an den nackten Füßen. Sollte man meinen, dass dieser Mann der ehrenwerte Lord Eaglenest sei?

Der andere war mehr untersetzt und außerordentlich kräftig gebaut. Er hatte Hände, mit denen man vielleicht einen Elefanten hätte erschlagen können, und trug genau dieselbe Kleidung wie der Lord. Dieser Mann war Mister Smith, der ehrenhafte Steuermann der Jacht.

Mister Smith hatte sich in Konstantinopel ein arabisches Wörterverzeichnis gekauft und dasselbe während der Fahrt nach Tunis und auch später so fleißig in Gebrauch genommen, dass er bereits einige hundert arabische Wörter verstand.

Das hatte der Lord in Erfahrung gebracht. In Kahira angekommen, hatte er sich schleunigst etwas Ähnliches gekauft, sich hier in einem echt arabischen Haus

eingemietet, und nun saßen sie beisammen, der Steuermann als Lehrer und der Lord als Schüler, um auch das zu lernen, was Ersterer bereits gelernt hatte. Leider aber war der gute Lord kein sprachliches Genie. Eben jetzt fragte er den Seemann:

»Schmeckt heute dein Gurab?«

»Gurab? Was meinen Eure Lordschaft?«

»Na, das Priemchen, von dem ich dir ein Pfund gekauft habe.«

»Priemchen heißt Girab. Gurab aber heißt ein lederner Sack. Sie haben mich also gefragt, ob mir heute mein Ledersack schmeckt.«

»Das ist dumm. Ich glaube, ich bin ein bisschen gofer.«

»Gofer? Hm!«

»Ist auch das dumm?«

»Gofer ist eine Kamelkrankheit, etwas Ähnliches wie es bei den Pferden der Dampf ist. Sie meinen also, dass Eure Lordschaft dämpfig sind.«

»Pfui Teufel! Ich meinte, vergesslich.«

»Das heißt nicht gofer, sondern goser.«

»Der Teufel mag sich diese Unterschiede merken! Aber horch, da singt sie wieder!«

Man hörte in der Tat jetzt eine weibliche Stimme, die folgende Strophe, und zwar mit hoher Fistelstimme, sang:

»Fid-daghle ma tera jekun?

Ehammin hu Nabuliun

Ma balu-hu jedubb hena?

Kussu-hu, ja fitjanena.«

Dann hörte die Sängerin auf. Der Lord brummte:

»Diese Melodie ist mir bekannt.«

»Mir auch. Es ist die Melodie zu dem deutschen Lied: ›Was kraucht dort in dem Busch herum‹.«

»Ja, richtig! Hier singt eine Haremsdame das Kutschkelied in arabischer Sprache!«

»Ich muss nur einmal sehen, wo sie steckt!«, meinte der Lord und trat an das kleine Fensterloch.

»Da drüben ist es«, sagte er mit Sicherheit. »Vielleicht auf dem Dach. Wollen einmal die Treppe hinaufsteigen.«

Und kaum hatte er den Kopf mit dem riesigen Turban hinausgesteckt, so rief er entzückt:

»Ja, sie sitzt da drüben auf dem platten Dach.«

»Frau oder Mädchen?«

»Weiß nicht. Es ist eine Schwarze.«

»Alt oder jung?«

»Wohl jung. Bei den Negerinnen kann man das Alter nicht so genau erkennen. Aber fett ist sie, sehr fett! Alle Teufel! Jetzt blickt sie herüber!«

»Und sieht Sie, Mylord?«

»Natürlich!«

»Dann ist sie natürlich ausgerissen?«

»Fällt ihr nicht ein. Sie bleibt sitzen und guckt mich an ...«

»Freundlich?«

»Sehr! Ich sehe alle Zähne.«

»Ah, die ist zahm.«

»Ja, sie scheint sehr kirre zu sein.«

»Was macht sie denn eigentlich da oben?«

»Ich weiß nicht. Sie heftet an einem Tuch herum. Ich glaube, sie flickt. Höre, Smith, was heißt Liebe?«

»Mahabbe.«

Sofort flüsterte der Lord hinüber: »Mahabbe, mahabbe!«

»Was antwortet sie denn?«, fragte auf der halben Treppe neugierig der Steuermann.

»Sie nickt und lacht.«

Jetzt hörte der Steuermann ein eigentümliches Geräusch. Er erriet sogleich, was es war, fragte aber doch:

»Was tun Sie?«

»Ich gebe ihr ein paar Kuschhändchen.«

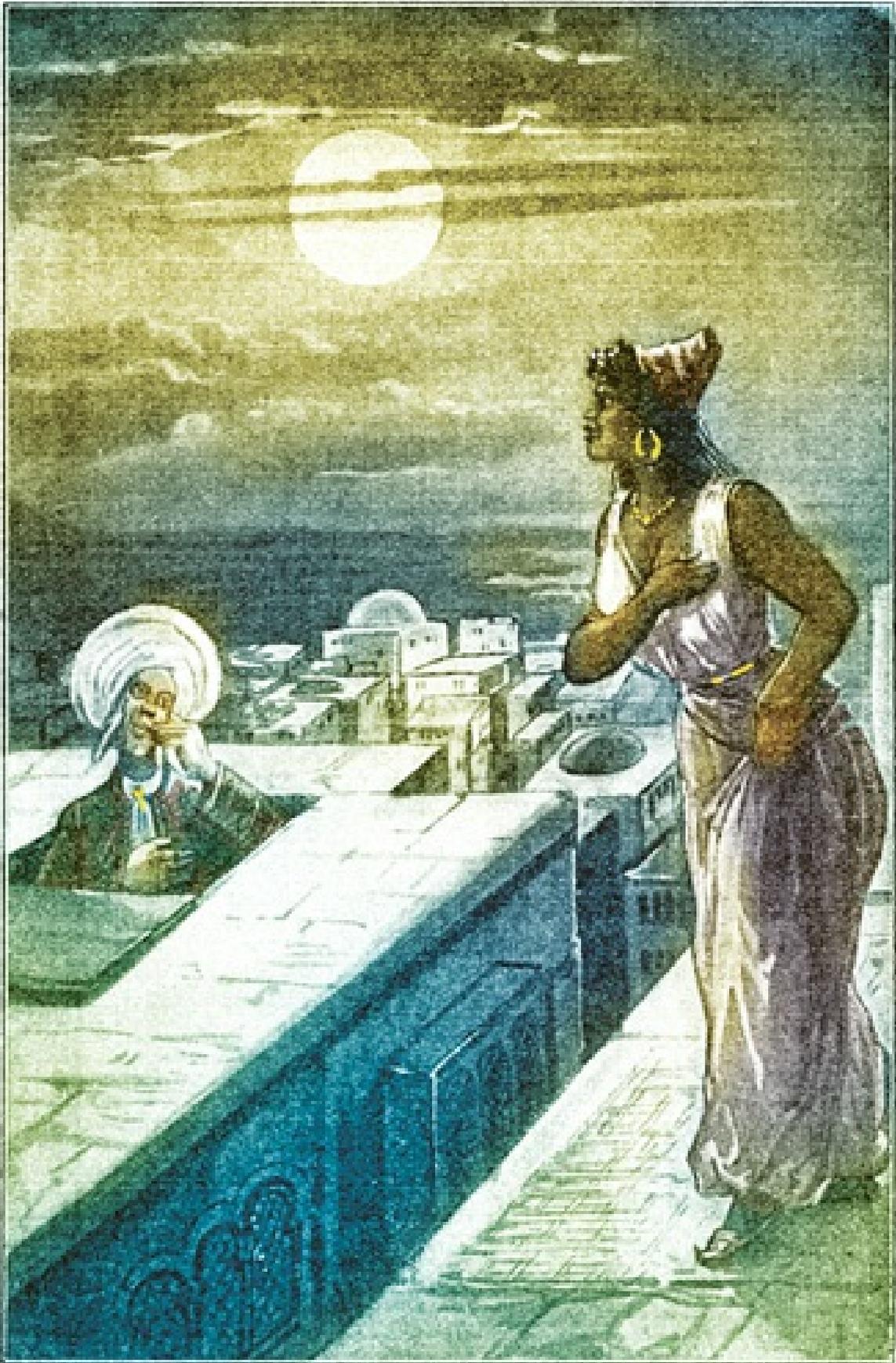
»Und was antwortet sie?«

»Sie nickt und lacht wieder. Und horch! Sie sagte da soeben etwas herüber.«

»Was?«

»Ach, und jetzt tut sie verschämt und reißt aus; aber ich habe das Wort doch verstanden. Es hieß Asije.«

»Das heißt Abend.«



»So gebe ich ihr ein paar Kusshändchen«, sagte der Lord.

»Donnerwetter! Steuermann, was meinst du?«

Bei dieser Frage kam der Lord die Treppe herabgestiegen.

»Hm!«, schmunzelte Mister Smith.

»Ja!«, schmunzelte auch der Lord. »Ich glaube, sie hat mich für den Abend bestellt.«

»Sicher.«

»Was sagst du dazu?«

»Na, eine Schwarze!«

»Aber immerhin eine Haremsfrau!«

»Nigger!«

»Kann aber das Kutschlied singen. Dazu gehört doch politische und kriegerische Bildung. Man könnte ganz leicht hinüber. Die Gasse ist kaum zwei Meter breit. Man brauchte keine solchen Sprünge zu wagen, wie die des Mister Steinbach und Normann damals in das Boot hinüber. Wo sie nur stecken mögen! Welch eine Dummheit! Quartieren sich da in ein französisches Hotel ein! Die werden zeit ihres Lebens auch keine richtigen Araber. Unsereins bringt es schon weiter.«

»Ich denke, sie studieren gerade jetzt die Wüste.«

»Wieso?«

»Nun, sie haben sich doch verabschiedet, um die Königin der Wüste aufzusuchen.«

»Ach so! Aber auch nur Steinbach und Wallert. Dieser Normann aber ist zurückgeblieben mit seiner Tschita, um sie zu bewachen, damit sie ihm nicht wieder gestohlen werde. Na, übelnehmen kann ich es ihm nun zwar nicht. Was?«

»Nein, Eure Lordschaft!«

»Ja. Sie ist ein Mädchen wie ein Blümchen. Man möchte nur so immer daran riechen. Leider aber dürfen wir das nicht. Wollen also weiter Arabisch lernen, und heute Abend passen wir auf, ob unsere Schwarze kommt!«

»Wollen Eure Lordschaft wirklich hinüber?«

»Ja, ich möchte!«

»Aber bitte, ein Lord Englands und eine Niggerin!«

Der Lord war ein eigen gearteter Mann, von keinem anderen als dem Steuermann ließ er sich eine solche Vorstellung machen. Er antwortete daher ganz so, als ob er ihm Rechenschaft schuldig sei:

»Ja, siehst du, da drüben in dem Fensterloch habe ich so ein feines, schönes, weiches und weißes Frauenzimmerangesicht gesehen. Wer diese hübsche Lady ist, möchte ich wissen. Die Schwarze, ihre Dienerin, geht mich gar nichts an.«

»Aber, wie wollen Sie das erfahren, Mylord?«

»Sehr einfach, indem ich eben mit der Schwarzen spreche. Ich frage sie nach ihrer Herrin.«

»Das können Sie nicht. Sie sind ja der arabischen Sprache gar nicht mächtig.«

»Oho!«, antwortete der Lord in stolzem Ton. »Ich habe sie doch von dir gelernt.«

»Von mir? Oh, da sind Sie freilich schlimm daran. Ich kann selbst nur wenig. Mein

Schüler weiß also noch viel weniger. Nein, das geht nicht. Wenn Sie durchaus über die schöne Unbekannte etwas erfahren wollen, so müssen wir es anders anfangen.«

»Nun, wie denn?«

»Nicht Sie, sondern ich möchte mit der Schwarzen sprechen. Ich kann mich ihr noch eher verständlich machen.«

»Hm! Der Gedanke ist allerdings nicht schlecht.«

»Nicht wahr? Soll ich heute Abend einmal hinüberspringen, wenn sie kommt?«

»Ja, wollen es auf diese Weise versuchen. Du wirst mir dann Bericht erstatten.

Vielleicht gibt es eine Entführung, die besser gelingt, als es in Konstantinopel und Tunis der Fall war!«

Der gute Lord merkte gar nicht, dass er im Eifer des Gespräches seinen Steuermann bald du und bald Sie nannte, aber er hatte ein schönes Mädchen gesehen, er dachte, dass da vielleicht eine Entführung zustande gebracht werden könne, und dieser Gedanke nahm ihn so in Beschlag, dass er für so kleine Äußerlichkeiten keine Aufmerksamkeit übrig hatte.

Der Tag verging, und es wurde Abend. Da stiegen die beiden Männer, Herr und Diener, die Treppe hinauf auf das platte Dach des Hauses und setzten sich dort auf Strohecken nieder, um zu warten, ob die Negerin sich drüben einstellen werde.

Aber es dauerte lange, lange Zeit, und sie wollte immer noch nicht erscheinen. Schon war der Mond aufgegangen und warf sein magisches Silberlicht über die Straßen und Häuser Kairos. Die Gasse, die der Lord bewohnte, lag einsam, aber von fern her drang aus den belebteren Straßen der Stadt das Geräusch des Lebens, das bewies, dass die Bevölkerung sich noch nicht zur Ruhe begeben habe.

Das Haus war hoch, sodass die beiden Männer die Dächer der umliegenden Häuser, so weit der Mondschein dies erlaubte, zu überblicken vermochten. Kein Mensch war zu sehen. In diesem Viertel wohnten strenggläubige Mohammedaner, die zeitig ihr Lager aufsuchen, um bei dem ersten Gebet des Tages, das für die Zeit des Sonnenaufganges vorgeschrieben ist, wieder munter zu sein.

Dem Engländer wurde die Zeit lang. Er brummte verschiedene Male recht unmutig vor sich hin und meinte endlich:

»Sie scheint nicht zu kommen. Gehen wir wieder hinab!«

»Vielleicht ist es besser, wir warten noch, Mylord.«

»Ja, und holen uns eine Augenentzündung!«

»In dieser schönen Abendluft?«

»Gerade in dieser Luft. Sie scheint balsamisch zu sein, ist aber im höchsten Grade heimtückisch. Der Fremde hat sich hier in Acht zu nehmen. Besonders soll er sich hüten, des Nachts außerhalb des Zimmers zu sein. Es hat da schon mancher sein Augenlicht verloren.«

»So werden wir überhaupt darauf verzichten müssen, mit der Schwarzen zu sprechen. Bei Tag kann dies nicht geschehen, und des Abends werden wir blind.«

»Na, so schlimm ist es gerade nicht, und ... da! Siehst du etwas, he?«

»Ja.«

»Ich glaube, dort aus der Dachöffnung guckt ein schwarzer Kopf hervor. Das wird sie sein!«

»Sie ist es, ja, sie kommt herauf. Sehen Sie!«

Der schwarze Kopf drüben stieg höher, bald kam der Körper zum Vorschein, und jetzt schob sich die ganze Gestalt aus der Treppenöffnung auf das Dach. Die Schwarze sah sich vorsichtig um, blickte dann herüber und erkannte die beiden. Da kam sie näher herangeschritten, ganz bis an den Rand des Daches.

»Soll ich?«, fragte der Steuermann leise.

»Natürlich!«

Nun stand Ersterer auf, ging auch seinerseits bis an den Rand des Daches und grüßte nach der Art der Mohammedaner:

»Salam!«

»Salam!«, antwortete sie. »Sprich leiser, damit kein Mensch es hört. Und lass dich nieder. Wenn wir so aufrecht stehen bleiben, können wir sehr leicht gesehen werden.«

»Soll ich nicht hinüberkommen?«

»Der Raum ist zu breit. Du wirst hinab auf die Gasse stürzen.«

»O nein! Tritt zurück. Ich komme!«

Damit holte er aus, und ein kühner Sprung brachte ihn an ihre Seite.

»So!«, lachte er leise. »Da bin ich. Nun können wir uns setzen und miteinander plaudern.«

»Komm!«, entgegnete sie darauf, ergriff ihn bei der Hand und führte ihn einige Schritte weiter, wo an der Westseite des Daches ein geflochtener Schirm angebracht war, der dazu diente, die Bewohner des Hauses, wenn sie sich am Tag auf dem Dach befanden, vor dem glühenden, austrocknenden und oft mit seinem staubartigen Sand geschwängerten Wüstenwind zu schützen. Dort zog sie ihn neben sich nieder, betrachtete ihn zunächst ein Weilchen sehr aufmerksam und sagte dann:

»Wie groß und stark du bist, viel größer und stärker als die Bewohner dieses Landes. Wo bist du her?«

»Aus dem Land der Riesen.«

»Das muss wohl so sein, denn deine Hand ist viermal so groß als die meinige. Was arbeitest du?«

»Ich schiebe die Schiffe über das Meer.«



Die Dienerin betrachtete Mister Smith mit großer Bewunderung.

»Ja, eine solche Körperkraft scheinst du allerdings zu haben. Was ist aber der andere, der noch da drüben sitzt?«

»Er ist der König der Riesen.«

»Haben die Riesenkönige so kleine Nasen?«

»Ja. Sobald ein Riesenkönig den Thron besteigt, muss er sich nach altem, heiligen Brauch die Spitze seiner Nase abbeißen. Erst dann, wenn er dieses Kunststück fertigbringt, ist er würdig, sein Land und sein Volk zu regieren.«

»O Allah! Was gibt es doch für wunderbare Völker!«

»Ihr selbst seid ja auch wunderbar.«

»Warum?«

»Weil ihr eine schwarze Haut habt.«

»Das ist doch nichts Wunderbares! Viel wunderlicher ist es, dass die eurige so hell ist. Ich betrachte meine Herrin sehr oft im Stillen, um zu sehen, woran es liegt, dass sie gar keine Farbe hat, aber ich kann die Ursache nicht finden.«

»Wer ist denn deine Herrin?«

»Sie ist eine sehr vornehme Sultana.«

»Und wer ist ihr Sultan?«

»Das habe ich mich auch schon sehr oft gefragt, aber ich finde keine Antwort darauf.«

»Nun, wenn sie eine Sultana ist, muss sie doch einen Sultan haben?«

»Du meinst, einen Herrn?«

»Einen Mann.«

»Das verstehe ich nicht. Bei uns gibt es nur Herren. Als sie in dieses Haus zog, war ihr Herr bei ihr. Jetzt aber ist er fort.«

»Wohin?«

»Das weiß ich nicht. Sie hat es mir nicht gesagt. Sie spricht gar nicht von ihm.«

»Du sagst, ›als sie in dieses Haus zog‹, es gehört ihm also nicht?«

»Nein.«

»Ah, so ist er arm?«

»Nein, er ist vielmehr sehr reich. Er ist aber nicht von hier.«

»Kein Ägypter?«

»Nein, trotzdem er unsere Kleidung trägt. Beide verstehen die Sprache des Landes, aber wenn sie allein waren, so sprachen sie eine andere Sprache.«

»Welche?«

»Auch das weiß ich nicht. Ich glaube aber, dass es eine Sprache der Franken ist.«

»So ist sie vielleicht gar nicht Mohammedanerin?«

»Sie hält die Gebete des Islam nicht ein. Sie geht zwar nicht aus, und selbst wenn sie auf das Dach steigt, um die frische Luft zu genießen, so trägt sie den Schleier, aber sie betet nicht zu Allah.«

»Sie betet wohl gar nicht?«

»Oh, sie betet gar viel und oft. Sie weint sogar dazu und seufzt und faltet die Hände,

als ob sie einen stillen Jammer im Herzen trage, und ruft dabei die Namen eines fremden Gottes an.«

»Welcher Gott mag das sein?«

»Oh, ich kenne seine Namen. Sie hat sie so oft genannt, wenn sie glaubt, allein zu sein, dass es mir leicht geworden ist, sie mir zu merken, obgleich ich ähnliche Namen noch niemals gehört habe. Zuweilen nennt sie ihren Gott Oskar.«

»Oskar?«, fragte der Steuermann überrascht.

»Ja.«

»Da musst du dich doch wohl verhört haben!«

»O nein. Ich habe diesen Namen sehr deutlich gehört. Dann faltet sie stets die Hände und ruft seufzend: O Oskar, mein lieber, lieber Oskar!«

»Sapperment! Und da meinst du, dass dies der Name ihres Gottes sei?«

»Natürlich! Sie faltet ja die Hände dabei, und das tut man doch nur, wenn man betet.«

»Ach so! Du bist wirklich ein sehr kluges Mädchen! Wie ist denn der andere Name dieses Gottes?«

»Steinbach.«

Der Steuermann wäre vor Überraschung fast von seinem Sitz aufgesprungen.

»Steinbach? Oskar Steinbach?«, fragte er erstaunt.

»Ja. Aber so sprich doch nicht so laut! Wenn man uns hört, so bin ich verloren.«

»Wieso?«

»Ich bin nur die Sklavin des Besitzers dieses Hauses. Ich habe die Fremde zu bedienen, solange sie bei uns wohnt, und darf mit keinem Menschen von ihr sprechen. Wenn mein Herr bemerkte, dass du hier auf dem Dach bei mir bist, so würde ich eine Strafe erhalten, die ich wohl nicht überleben könnte.«

»Oskar Steinbach! Wunderbar!«

»Nicht wahr, das ist ein Gott?«

»Nein, es gibt aber einen Menschen, der diesen Namen trägt.«

»Allah 'l Allah! Also betet sie nicht!«

»Nein.«

»Warum aber faltet sie die Hände, wenn sie diesen Namen nennt? Warum seufzt sie dabei, wie man nur seufzt, wenn man zu Allah betet, dass er einen aus einer Gefahr erretten solle? Warum klagt sie? Warum weint sie? Warum jammert sie nach Befreiung?«

»Tut sie das denn?«

»Ja. Und das begreife ich nicht. Sie ist nicht etwa gefangen. Sie könnte ausgehen und wiederkommen, wann und sooft es ihr beliebt. Nur soll sie mich mitnehmen, und ich habe dann genau aufzumerken, mit wem sie spricht und was sie redet.«

»Wer hat dir das befohlen?«

»Mein Herr, und der hat diesen Befehl von dem Herrn der Fremden empfangen. Sie aber geht gar nicht fort. Wenn sie in ihrem Zimmer ist, und ich schlafe vor ihrer Tür, so höre ich, dass sie immer und fast während der ganzen Nacht ruhelos auf- und abgeht und

dabei die beiden Namen nennt. Sie spricht viel in einer Sprache, die ich nicht verstehe; aber sie redet auch arabisch, und da höre ich, dass sie um Rettung fleht.«

»Das ist sehr wunderbar, sehr geheimnisvoll! Ist sie gut gegen dich?«

»So gut, dass ich ihr mein ganzes Herz geschenkt habe. Wenn ich sie retten könnte, würde ich es sofort tun, aber ich weiß doch gar nicht, aus welcher Gefahr sie errettet sein will.«

»Hast du sie nicht einmal danach gefragt?«

»Nein. Ich wollte wohl zuweilen, aber ich getraue es mir nicht. Sie ist eine Sultana, so schön, so licht, so herrlich, als ob sie aus Allahs höchstem Himmel herniedergestiegen sei. Woher soll ich da den Mut nehmen, von Dingen mit ihr zu sprechen, die sie mir verschweigt!«

»Weißt du, wie sie heißt?«

»Wir müssen sie Gökala nennen.«

»Gökala! Hm! Warte!«

Der Steuermann sann eine ganze Weile nach. Dieses schöne, geheimnisvolle Wesen nannte Steinbachs Namen. Es war unglücklich, es sehnte sich nach Rettung. Es musste daher Steinbach kennen und sich in einer Lage befinden, aus der es befreit zu werden wünschte. So fragte er denn endlich weiter:

»Würdest du gern etwas tun, worüber sie Freude hat?«

»Ist es gefährlich für mich?«

»Ganz und gar nicht.«

»Was ist es?«

»Ich möchte mit Gökala sprechen.«

»Das ist unmöglich.«

»Warum?«

»Sie wird es nicht tun wollen. Was soll ich ihr auch sagen? Ich kann doch nicht verraten, dass ich hier oben mit dir eine heimliche Zusammenkunft gehabt habe. Sie würde mir sehr zürnen.«

»O nein, ganz und gar nicht. Sie würde dir vielmehr im höchsten Grade dankbar sein.«

»Denkst du das wirklich?«, fragte sie zweifelnd.

»Ganz gewiss! Was tut sie jetzt?«

»Sie befindet sich in ihrer Stube. Ich weiß nur, dass sie noch nicht schläft.«

»Und der Herr des Hauses und die anderen Bewohner desselben, was tun diese?«

»Auch sie schlafen.«

»Nun, da ist doch gar keine Gefahr dabei. Hast du vielleicht bereits einmal das Wort Deutschland gehört?«

»O ja. Man spricht in allen Harems von diesem Land. Die Bewohner desselben werden Deutsche genannt. Sie führten einst einen großen Krieg gegen den Kaiser der Franken; sie besiegten ihn in allen Schlachten und nahmen ihn sogar gefangen.«

»Gut! So gehe einmal hinab zu dieser Gökala, und frage sie, ob Oskar Steinbach ein

Deutscher sei. Ist er das, so sage ihr, dass ich ihn kenne, dass sie zu mir kommt, wenn sie Rettung wünscht.«

»Sie wird dies nicht tun.«

»Doch, sie wird kommen; darauf kannst du dich verlassen. Sage ihr nur auch, dass ich sogar in der Sprache der Deutschen mit ihr sprechen kann.«

»Ich möchte dies nicht gerne. Es ist zu gefährlich.«

»Es ist im Gegenteil gar keine Gefahr dabei. Ich werde dich doch nicht etwa verraten, und sie wird es auch nicht tun.«

»Aber sie wird dadurch erfahren, dass ich sie belauscht habe!«

»Nein. Wenn du vor ihrer Tür schläfst, musst du ja hören, was sie spricht; dazu ist es gar nicht nötig, dass du die Lauscherin machst. Übrigens verlange ich dies nicht etwa umsonst.«

Das gab der Sache sofort eine andere Wendung. Eine schwarze Sklavin, die sich ein Bakschisch verdienen kann, lässt die Gelegenheit dazu gewiss nur vorübergehen, wenn die vollste Notwendigkeit des Verzichtes vorliegt.

»Du willst mir etwas schenken?«, fragte sie schnell.

»Ja.

»Was? Geld?«

»Natürlich. Wie viel willst du?«

»Gib mir einen Piaster. Ich will mir schon seit langer Zeit eine goldene Nadel in mein Haar kaufen und habe doch kein Geld dazu.«

Der Steuermann lachte leise vor sich hin. Ein Piaster ist nicht ganz zwanzig Pfennig. Und für diese Summe wollte sie sich eine goldene Nadel kaufen! Das war natürlich im höchsten Grade spaßhaft, zumal sie es in solchem Ernst sagte. Er zog also ein Geldstück hervor, drückte es ihr in die Hand und sagte:

»Hier hast du fünf Piaster. Bist du zufrieden?«

»Fünf Pi...«

Das Wort blieb ihr im Mund stecken. Sie hatte in ihrem ganzen Leben nicht fünf Piaster als Eigentum besessen; ein einziger bildete bereits einen Reichtum für sie, die ja eine Sklavin war. Sie hielt daher das Geldstück gegen den Mond, sodass es in seinem Schein funkelte und sagte:

»Fünf Piaster! Ist das dein Ernst?«

»Ja.«

»Herr, du musst sehr reich sein!«

»Das bin ich freilich.«

»Sind alle Riesen reich?«

»Alle! Wir haben so viele Piaster, wie in der Wüste Sandkörner liegen.«

»O Allah! Was seid ihr für glückliche Leute! Ich lasse mir dieses Geld wechseln, hänge einen Piaster an jedes Ohr, und für die drei übrigen kaufe ich mir Nadeln.«

»Dann wirst du so schön aussehen, dass alle jungen Männer dich zu ihrer Sultana

begehren werden.«

»Meinst du?«

»Ja, denn du bist auch ohne Nadeln und Ohrgehänge ein sehr schönes Mädchen.«

»Gefalle ich dir wirklich? Nun, so will ich es auch wagen, für dich hinunter zur Herrin zu eilen.«

»Soll ich hier warten oder einstweilen wieder zu uns hinübergehen?«

»Warte lieber hier. Gleich aber werde ich wohl nicht zurückkehren, denn ich muss erst erforschen, was die Herrin für eine Laune hat.«

Damit stand die Negerin auf und stieg zur Treppe hinab. Diese war von Holz und sehr schmal, mehr eine Stiege als eine Treppe. Die Stufen führten nach einem engen, jetzt dunklen Gang. Aus diesem trat die Schwarze in eine Art Vorstübchen. An der Tür, die von da sich nach Gökals Zimmer öffnete, blieb die Schwarze lauschend stehen. Ein leises, ununterbrochenes Geräusch sagte ihr, dass die Herrin noch nicht schlafe, sondern in dem Zimmer auf- und niedergehe. Sie nahm nun allen ihren Mut zusammen und öffnete leise.

Die Stube, in die sie trat, war etwas größer als der Vorraum, nur weiß getüncht und ebenso einfach, fast ärmlich eingerichtet. In einem tönernen Leuchter brannte ein Licht.

Gökala, ja, sie, die in Konstantinopel die Freundin der Prinzessin Emineh gewesen war, bewohnte jetzt dieses armselige Lokal! Als sie das Öffnen der Tür hörte und die Schwarze erblickte, war sie erstaunt.

»Was willst du noch?«, fragte sie, doch keineswegs unfreundlich. »Wir haben uns doch bereits den Nachtgruß gegeben.«

»Zürne mir nicht, o Herrin!«, bat die Gefragte. »Ich bin gekommen, um dich nach dem Land der Riesen zu fragen. Kennst du es?«

»Das Land der Riesen? Nein.«

»Aber es gibt doch eins!«

»Es wird in vielen Märchen von diesem Land erzählt.«

»Oh, es ist kein Märchen. Es gibt wirklich ein Volk der Riesen, dessen König sich die Spitze der Nase abbeißen muss, wenn er den Thron besteigt.«

»Wirklich?«, fragte Gökala lächelnd. »Wer hat dir das gesagt?«

»Einer, der selbst ein solcher Riese ist.«

»Wo? Wohl im Traum?«

»O nein.«

»Kind, du hast doch geträumt!«

»Ich bin doch heute nicht schlafen gegangen!«

»Heute also hat er es dir gesagt?«

»Ja, soeben jetzt. Er redet die Sprache der Deutschen.«

Das versetzte Gökala in Erstaunen.

»Die Sprache der Deutschen?«, fragte sie schnell. »Was weißt und was verstehst du von dieser Sprache?«

»Gar nichts; aber ich soll dir sagen, dass er diese Sprache spricht. Und ich soll dich

auch fragen, ob Oskar Steinbach zum Volk der Deutschen gehört.«

»Herrgott! Oskar Steinbach! Mädchen, was fällt dir ein! Was redest du?«

Gökala war zurückgewichen, dann aber schnell auf die Schwarze zugetreten, fasste sie bei den Schultern und blickte ihr erregt in das Gesicht.

»Ich dachte es mir, dass du mir zürnen würdest!«, klagte die Sklavin.

»Nein, nein, ich zürne dir nicht. Aber sage mir, was du meinst! Du nennst Steinbachs Namen. Was weißt du von ihm?«

»Ich habe ihn von dir gehört.«

»Von mir? Ich habe ihn dir nie genannt.«

»Nein. Aber wenn du denkst, dass ich draußen schlafe, so nennst du ihn immer und unaufhörlich.«

»Ah, so! Hast du davon auch zu dem Wirt gesprochen?«

»Kein Wort.«

»Tue es ja nicht; ich bitte dich darum! Aber Kind, Mädchen, woher weißt du, dass er ein Deutscher ist?«

»Ich sollte dich danach fragen. Der Riese gebot es mir.«

»Der Riese! Er existiert also nicht nur in deiner Fantasie und im Märchen. Wo ist er denn?«

»Droben auf dem Dach.«

»Allah! Was fällt dir ein! Ist etwa ein fremder Mann auf dem Dach?«

»Verzeihe, Herrin! Ja, er ist oben. Sage es aber meinem Herrn nicht; sonst schlägt er mich tot.«

»Was hast du getan!«

Gökala ergriff das Licht, leuchtete in das Vorzimmer und auf den Gang hinaus, um sich zu überzeugen, dass kein Lauscher vorhanden sei, und sagte dann, nachdem sie die Tür sorgfältig wieder geschlossen hatte, vorwurfsvoll:

»Warum hast du ihm das erlaubt?«

Die Schwarze befand sich in großer Angst. Sie antwortete, vor Furcht weinend:

»Ich habe dich so lieb. Ich wollte dich gern retten und konnte doch nicht.«

»Mich retten? Inwiefern habe ich denn Rettung nötig?«

»Du betest ja immer um Hilfe, wenn du denkst, dass ich schlafe. Da drüben in dem anderen Haus aber wohnen zwei Riesen; der eine ist der König mit der halben Nase, und Riesen sind so stark und mächtig, und ich dachte, sie könnten dich retten, und als mir der König heute am Tag winkte, erlaubte ich ihm, des Abends auf das Dach herüberzukommen.«

»Was hast du da getan! Ich glaube gar, du hast zu ihm von mir gesprochen?«

»Es ist ja nicht der König, sondern nur sein Diener. Es ist ein so guter Herr. Siehe, was er mir gegeben hat!«



Die Dienerin zeigte Gökala stolz ein Geldstück.